

SAN FRANCISCO



2348



Manathas runzelte die Stirn und wünschte, man würde ihm ein wenig mehr entgegenkommen. Schließlich hatte er einen Auftrag auszuführen und konnte nicht ruhen, ehe er erledigt war.

Natürlich gab es in seiner Branche viele Risiken und sehr viele Möglichkeiten für Katastrophen. Er hatte vor langer Zeit gelernt, sich in Geduld zu üben und lautlos auf seine Gelegenheit zu warten - und sich darauf zu stürzen, wenn sie kam.

So stand er also, die behandschuhten Hände an seinen Seiten, zusammen mit all den anderen förmlich gekleideten Kellnern und Kellnerinnen und beobachtete die etwa hundert Hochzeitsgäste im Ballsaal, die an dem Dinner teilnahmen, während eine Musikgruppe ein flottes Liebeslied aus dem zwanzigsten Jahrhundert spielte. Er hoffte inständig, dass ein spezieller Gast endlich sein Hähnchen Cordon Bleu probieren würde.

Aber der Gast - ein junger Mann mit hellbraunem Haar, markanten Gesichtszügen und gespaltenem Kinn, der die rotschwarze Uniform eines Captains trug - enttäuschte Manathas erneut. Er ließ sein Hauptgericht unangetastet, genauso wie er seine achte Scheibe Honigmelone, seinen Nizza-Salat, seinen Champagner, sein Mineralwasser und selbst die schwarze Stoffserviette ignoriert hatte.

*Ach, Picard*, dachte Manathas.

Er hatte den Burschen bereits gefragt, ob er eine andere Beilage zu seinem Hähnchen wolle, wobei er nah herangetreten war, um über der Musik gehört zu werden. Aber Picard hatte den Vorschlag mit der gemurmelten Begründung abgewiesen, dass er nicht hungrig sei.

Aber Manathas gab die Hoffnung nicht auf. *Früher oder später wird der gute Captain nachgeben. Er wird irgendetwas von den Speisen oder den Getränken zu sich nehmen. Und wenn er das tut, werde ich bereit sein.*

Unglücklicherweise konnte er seine Aufmerksamkeit nicht nur auf Picard richten. Es befanden sich noch drei andere Raumschiffcaptains im Raum und jeder von ihnen war für Manathas ebenso wichtig wie Picard.

Es war ungewöhnlich, dass sich vier so hochdekorierte Offiziere zur gleichen Zeit im Speisesaal befanden. Tatsächlich verstrichen häufig ganze Wochen, ohne dass auch nur ein *einzig*er solcher Offizier erschien. Und wenn doch mal einer vorbeischaute, handelte es sich ausnahmslos um jemanden, den er bereits bedient hatte.

Daher war dieses Hochzeitsbankett, so vulgär es nach den Maßstäben von Manathas' Volk auch sein mochte, auch für ihn ein besonderes Ereignis - aber nicht in der Art, die sich die Frischvermählten vorgestellt hatten. Für Manathas war es ein äußerst vielversprechender Tag mit großem Potential, ein Tag, auf den er seit langer Zeit hingearbeitet hatte.

Walker Keel. Leo Blais. Marielle Kumaretanga. Und der selten gesehene, aber oft erwähnte Jean-Luc Picard. *Ja, ein äußerst vielversprechender Tag.*

Während Manathas das dachte, begaben sich die Braut und der Bräutigam auf die Tanzfläche. Der Bräutigam war groß, wirkte sportlich und unbekümmert. Seine Partnerin war ein Rotschopf von ungewöhnlicher Schönheit - natürlich von einem menschlichen Standpunkt her.

Und als sie auf der Tanzfläche herumwirbelten und das perlweiße Kleid der Braut wie Meerscham einer Welle folgte, applaudierten ihre Gäste und gaben Bemerkungen von sich, die sie zweifellos für humorvoll hielten. Der Moment hatte keinen Anstand, keine Zurückhaltung, keine Würde.

Diese menschliche Trauungszeremonie war ein seltsamer Brauch

- fast klingonisch in ihrem Überfluss und ihrer Maßlosigkeit. Aber andererseits gab es vieles an den Menschen, das Manathas seltsam fand.

Schließlich waren auch andere Paare mit ihrem Hauptgericht fertig und schlossen sich dem Brautpaar auf der Tanzfläche an. Und während sie das taten, stattete Manathas einem ihrer Tische einen Besuch ab. Er schob einen Servierwagen vor sich her, in dem ein Plastikbeutel hing.

Unglücklicherweise hatte er ein kleines Problem mit Bakterien - eine Phobie, um genau zu sein. Aber das hielt ihn nicht davon ab, seinen Auftrag zu erfüllen, dank der dünnen, sterilen Handschuhe, die er unter denen aus Baumwolle trug.

Stück für Stück sammelte er das benutzte Silberbesteck der Gäste ein und steckte es in den Plastikbeutel, um einer anderen Kellnerin so für neues Besteck Platz zu machen. Dann ging er zum nächsten Tisch und tat das Gleiche.

Ein Großteil des Bestecks landete wahllos in dem Sack. Ein paar Stücke wurden allerdings in einen kleineren Beutel sortiert, der unauffällig im größeren verborgen war.

In Gedanken beschriftete Manathas jedes Einzelteil mit dem Namen eines Captains. Die Gabel war von Keel. Der Löffel gehörte Blais. Das Messer war von Kumaretanga benutzt worden.

Aber nichts davon war von Picard und so fehlte Manathas' Sammlung ein Stück zur Vervollständigung. Doch er war sich sicher, dass dieses Defizit schon noch rechtzeitig ausgeglichen werden würde.

Er ließ seinen Blick über den Raum schweifen, um sicher zu gehen, dass ihm niemand übertriebene Aufmerksamkeit schenkte. Aber natürlich tat das niemand. Keiner von ihnen hielt ihn für etwas anderes als einen menschlichen Kellner, der die niedere Arbeit ausführte, die man ihm zugewiesen hatte.

Wer würde ihn denn auch verdächtigen, ein chirurgisch veränderter romulanischer Spion zu sein - ein Agent, der über die trügerisch stille Neutrale Zone ausgesandt worden war, um ein Programm

voranzutreiben, das sich nur der Scharfsinn des Praetors hatte ausdenken können?

Ein Plan, um Klone aus dem genetischen Material der berühmtesten Captains der Sternenflotte zu züchten, um sie zu einem günstigen Moment in ein paar Jahren oder vielleicht Jahrzehnten durch ihre geheimen Nachkommen zu ersetzen. *Scharfsinnig* war sicherlich eine Untertreibung.

Aber Manathas war kein Wissenschaftler. Sein Job bestand nur darin, das erforderliche genetische Material für den Praetor zu beschaffen, und nicht, daraus hinterher Menschen zu reproduzieren.

Auch gut. Für seine Arbeit wurde er großzügiger entlohnt als die Wissenschaftler des Praetors. Außerdem zog er die Intrigen einer verdeckten Mission auf einer feindlichen Welt einem Leben vor, das damit verbracht wurde, auf einem Computerbildschirm DNA-Moleküle zu studieren.

Selbst in den Momenten, in denen »Intrigen nicht mehr bedeutete als das Einsammeln von schmutzigem Besteck.

Manathas hatte seinen dritten und letzten Tisch abgeräumt, als einer der Gäste aufstand und sein Glas erhob. Er hatte dunkles Haar, markante Wangenknochen und weit auseinanderstehende Augen, die jedermanns Aufmerksamkeit einzufordern schienen.

Es war Keel, der hochdekorierte Captain der *Horatio*, einem Raumschiff der *Ambassador*-Klasse. Keel, der sowohl mit der Braut als auch mit dem Bräutigam gut befreundet war, hatte den Ballsaal vor Monaten für die beiden gebucht.

»Ich bin glücklich, Sie alle heute hier zu sehen«, sagte er und ließ seinen Blick über die Menge uniformierter und ziviler Gäste schweifen. Er grinste. »Nun, vielleicht nicht *alle*.«

Die Bemerkung wurde mit Gespött und Gelächter quittiert. Aber es war freundliches Gespött zwischen Kollegen.

Keel fuhr fort. »Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, dass ich ein paar Dinge in meinem Leben erreicht habe. Ich habe mich als der mit

Abstand fähigste Captain der Flotte herausgestellt ...«

Wieder gab es eine Welle der Missbilligung.

»Nicht zu vergessen der bestaussehenste ...«

Dieses Mal dauerte es etwas länger, bis die Unruhe nachließ.

»Sowie der beliebteste Captain des gesamten Sektors. Oder sollte ich sagen der *geliebteste* ...?«

»Sie reizen es aus«, bemerkte Captain Blais, ein notorisch freundlicher Mann.

Keel lachte. »Vielleicht tue ich das. Aber unter all meinen Leistungen war es bis jetzt die größte ...« Er wandte sich an das Brautpaar. »... diese beiden ganz besonderen Personen zusammenzubringen, die dazu bestimmt sind, ihr Leben gemeinsam zu verbringen.«

Der Bräutigam drohte Keel mit dem Finger. Die Braut lächelte nur und verdrehte die Augen.

»Meine Damen und Herren«, sagte Keel, »Ich bitte Sie nun, Ihre Gläser zu erheben. Auf die reizende Beverly Crusher und ihren unwürdigen Ehemann Jack - mögen sie immer so glücklich sein wie heute.«

Der Trinkspruch hallte von einem Ende des Raums zum anderen. Dann tranken Keel und all die anderen Gäste auf das Wohl der Frischvermählten, ein hier auf der Erde üblicher Brauch.

»Und nun«, sagte Keel, »übergebe ich die Bühne an meinen Kollegen Jean-Luc Picard, ohne dessen Nachsicht diese Romanze nie in Gang gekommen wäre.«

Alle Augen richteten sich auf Picard, der überrascht wirkte. Er wies die Einladung mit einer Geste zurück.

»Kommen Sie schon«, sagte Keel winkend. »Der Anlass würde ohne ein paar Worte von Ihnen nicht vollständig sein.«

Andere wiederholten die Bitte. Und nach und nach wurde es zu einem rhythmischen Ruf: *Jean-Luc, Jean-Luc ...*

Schließlich gab Picard dem Drängen der anderen Gäste nach. Er erhob sich, nahm sein Glas und begab sich an Keels Seite. Dann ließ er seinen Blick über die Menge schweifen.

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Manathas konnte das Geräusch von Eiswürfeln in Gläsern und Absätzen auf dem glatten Fußboden hören. Schließlich räusperte sich Picard, erhob sein Glas in Richtung des Paares und begann.

»Wie Jack Ihnen bestätigen wird«, sagte er, »bin ich kein großer Redner. Meine Worte werden im Vergleich mit denen unseres Freundes Captain Keel sicherlich verblassen.«

Es wurden gegenteilige Ermunterungen ausgesprochen, doch Picard schien nicht überzeugt zu sein.

»Ich möchte nur sagen, wie froh ich bin, hier zu sein«, fuhr er fort, »und wie glücklich ich mich schätze, die Hochzeit von Beverly und Jack, die mir sehr am Herzen liegen, miterlebt haben zu dürfen.«

Alle Anwesenden nickten zustimmend. Einige erhoben sogar ihre Gläser. Aber sie hielten sich mit ihrem Applaus zurück und warteten offenbar darauf, mehr zu hören.

»*Außerordentlich* am Herzen liegen«, sagte Picard.

Manathas, der einige Zeit auf der Erde gelebt hatte, war inzwischen so etwas wie ein Experte für menschliches Verhalten geworden, genauso wie er das schon für sein eigenes Volk war. Er merkte, ob eine Person wütend oder ängstlich war oder etwas amüsant fand, egal wie sehr diese Person auch versuchte, es zu verbergen.

Und ebenso merkte er, wenn jemand über den Ausgang einer Sache enttäuscht war. Als der Romulaner Picard näher beobachtete, gab es keinen Zweifel: dieser Mann trug eine beträchtliche Menge an Schmerz und Enttäuschung mit sich herum.

Manchmal war es schwierig, die Ursache des emotionalen Zustandes eines Menschen herauszufinden. Aber nicht in diesem Fall. Manathas musste lediglich der Richtung von Picards Blick folgen ...

Geradewegs zur Braut, die sich in die Arme ihres neuen Partners schmiegte.

»Ich ... wünsche ihnen nur das Beste«, sagte der Captain. Die anderen Gäste schienen mehr zu erwarten. Aber Picard *sagte* nichts



mehr. Ohne Vorwarnung erhob er sein Champagnerglas und trank.

Erst da begriffen die anderen, dass der Sprecher seine Rede beendet hatte. Allmählich erhob sich unter seinen Zuhörern ein zustimmendes Gemurmel, aber es war keine auch nur annähernd so enthusiastische Reaktion wie die, die Keel entgegengekommen war.

Mit einem Lächeln, das zu sehr nach einer Grimasse aussah, kehrte Picard an seinen Platz zurück. Und obwohl ihm seine unmittelbaren Tischnachbarn auf die Schulter klopfen, als er sich hinsetzte, wusste er ebenso gut wie alle anderen, wie lustlos seine Rede gewesen war.

Aber schließlich liebte er ja auch die Braut.

Da war sich Manathas ganz sicher. Und obwohl er keinen Grund dazu hatte, Picards Partei zu ergreifen, hatte er ein wenig Mitleid. Auch er hatte einmal eine Frau an einen anderen Mann verloren. Aber glücklicherweise war dieser andere Mann nicht sein Freund gewesen.

Ausgehend von dem, was Manathas zusammengetragen hatte, standen sich Picard und der Bräutigam recht nahe. Und außerdem dienten sie zusammen auf der *Stargazer* - oder genauer: der eine diente unter dem anderen. So würde der Captain jeden Tag daran erinnert werden, was er verloren hatte.

Und er würde jeden Tag seinen Schmerz verbergen müssen, um die Freundschaft mit Braut und Bräutigam nicht zu zerstören.

Allerdings gab es ein Licht am Ende jedes Tunnels, und Manathas hatte es schnell gefunden. Während sich Picard auf seinem Platz zurücklehnte, griff sich der Romulaner eine gekühlte Champagnerflasche und ging in seine Richtung.

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte er, als er vor ihm stand.

Picard sah zu ihm hoch. »Ja?«

»Darf ich Ihr Glas auffüllen?«

Der Captain schien die Frage ungewöhnlich lange zu überdenken. Dann blinzelte er und sagte: »Nein. Das ist nicht nötig, vielen Dank.«

Manathas hatte gehofft, dass Picard ja sagen und ihm so die

Chance geben würde, das Glas näher zu untersuchen. Aber es war nicht so wichtig. Er konnte sein Ziel immer noch erreichen.

»Es tut mir leid«, sagte er, als er das Glas ergriff und es gegen das Licht hielt, »aber in diesem hier ist ein Splitter. Ich bitte um Entschuldigung.«

Der Captain zuckte mit den Schultern. »Nichts passiert.«

»Ich bringe Ihnen gleich ein neues, Sir«, versprach Manathas. Dann nahm er das Champagnerglas und trug es so unauffällig wie möglich davon.

Es war für den Romulaner nicht schwer, mit seiner Beute davonzukommen. Picards Blick war bereits wieder in die Richtung der Braut gewandert. Und währenddessen hatte er Manathas vollkommen vergessen.

Als er sichergestellt hatte, dass niemand ihn beobachtete, schüttete er das, was von Picards Champagner noch übrig war, in ein anderes Glas - eines, das zuvor im Besitz der Braut gewesen war. Er war dabei sehr vorsichtig, um auf keinen Fall an die Stelle zu kommen, an der der Mund des Captains das durchsichtige Glas berührt hatte.

Schließlich wollte der Romulaner keine der epidermalen Zellen verlieren, die der Mensch dort zurückgelassen hatte. Beverly Cru-shers Zellen hingegen hatten keinerlei Wert für ihn. Sie befahligte kein Raumschiff und passte daher nicht in die Pläne des Praetors.

Manathas fügte seine neueste Beute seiner bisherigen Sammlung hinzu und schob den Wagen in die Küche. Dort, in einer abgeschiedenen Ecke, brach er den Stiel des Champagnerglases ab. Dann entfernte er den inneren Beutel aus dem äußeren und steckte ihn in eine Innentasche seiner Jacke.

*So, dachte er. Alles was ich benötige, gut weggepackt, wo keiner es finden wird.*

Später würde Manathas die Gegenstände sorgfältig verpacken - mit Hilfe eines weiteren Paares steriler Handschuhe, damit er nicht mit den sicherlich bösartigen menschlichen Bakterien in Berührung kam - und sie über eine Reihe von Frachtschiffen zurück nach

Romulus schicken, von denen jedes einen Geheimagenten an Bord hatte, um die sichere Reise der Gegenstände zu gewährleisten. Und in ein paar Wochen würde das genetische Material von Jean-Luc Picard, Leo Blais, Walker Keel und Marielle Kumaretanga das Eigentum eines überaus dankbaren Praetors werden.

Aber Manathas hatte nicht vor, die Dankbarkeit des Praetors jetzt schon einzustreichen. Schließlich hatte er lange und emsig daran gearbeitet, ein vertrauenswürdiger Angestellter im Hauptspeisesaal der Sternenflotte zu werden. Und mit all den interessanten Gesprächen, die dort stattfanden, gab es mehr zu holen als DNA ...



ARVADA III



2339



Wenn es irgendetwas gab, das Beverly Howard noch mehr hasste als Rosenkohl, dann war es Bobby Goldsmith. An jenem Abend musste sie beides über sich ergehen lassen.

Während sie ihr Bestes tat, um Bobby zu ignorieren, der ihr am ovalen Tisch gegenüber saß und sie mit seinen dunkelbraunen Augen anstierte, schob sie eines der Röschen von den anderen weg und schnitt es so klein sie konnte. Dann spießte sie eines der Stückchen auf und schob es in ihren Mund.

Beverly hätte den Rosenkohl am liebsten in seinem zerschnittenen Zustand auf dem Teller gelassen, aber das hätte ihre Großmutter nicht gerne gesehen. Wenn sie etwas servierte, hieß es entweder, es zu essen oder noch Stunden später davon zu hören.

»Verschwende nichts, dann fehlt es dir auch an nichts«, sagte Felisa Howard oft und gerne, obwohl es viele Generationen her war, seit es einem Mitglied der Familie Howard tatsächlich an irgendetwas gefehlt hatte.

»Dieser Rosenkohl ist einfach himmlisch«, sagte Mrs. Goldsmith, eine hagere Frau mit einem dichten, dunklen Pferdeschwanz, die zu Beverlys Rechten saß.

»Sie haben wohl ein Händchen für den Replikator«, sagte Mr. Goldsmith, ein großer Mann mit kurz geschorenem Haar.

»Genau genommen«, sagte Beverlys Großmutter mit dem Anflug eines Lächelns, »habe ich ihn in meinem Garten geerntet.«

Als eine der Gründerinnen der Arvada-III-Kolonie sah sie es als ihre Pflicht an, den Neuankömmlingen dabei zu helfen, sich daheim

zu fühlen. Die Goldsmiths waren erst vor zwei Wochen zusammen mit drei anderen Familien mit dem Shuttle von Alpha Sindaari gekommen.

*Aber keine von ihnen hatte Kinder im Teenageralter mitgebracht, überlegte Beverly. Sie wünschte sich, dass man das Gleiche von den Goldsmiths hätte sagen können. Nicht, dass Bobby es darauf anlegen würde, ihr auf die Nerven zu gehen. Aber jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, starrte er sie an und sie fragte sich inzwischen, ob sie Dreck auf der Nase hatte oder so etwas.*

Und das hatte sie manchmal - nicht nur auf ihrer Nase, sondern unter ihren Fingernägeln und in den Linien ihrer Hände. Schließlich arbeitete ihre Großmutter nicht gerne allein im Garten und Beverly war das einzige Familienmitglied, das ihr dabei helfen konnte.

Sie erinnerte sich kaum an ihre Eltern. Sie waren bei einem Ubarrak-Angriff auf ihr Forschungsschiff umgekommen, als Beverly noch sehr klein gewesen war. Seitdem hatte sie bei ihrer Großmutter gelebt, ganz weit draußen im Arvada-System.

»Ihrem Garten?«, fragte Mrs. Goldsmith. »Wirklich?«

Sie warf ihrem Ehemann einen Seitenblick zu. »Ich würde *liebend gerne* einen Garten anlegen.«

»Es ist nicht so einfach, wie man denken könnte«, sagte Beverlys Großmutter. Ihr Gesicht war trotz ihres Alters immer noch ausdrucksstark und schön. Sie sah Beverlys Vater sehr ähnlich. »Nicht mit all der Säure, die man hier im Boden findet.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, ihn uns zu zeigen?«, fragte Mrs. Goldsmith.

»Ganz und gar nicht«, sagte Beverlys Großmutter. »Gleich nach dem Essen, wenn Ihnen das recht ist.«

Ihre Augen, die blau und wie die von Beverly leicht mandelförmig waren, schienen vor Entzücken zu strahlen. Schließlich hatte sie nicht oft die Gelegenheit, mit ihrem Garten anzugeben, und noch seltener kam es vor, dass jemand darum *bat*, ihn zu sehen.

Beverly freute sich für ihre Großmutter, hoffte aber, dass der Rund-



gang der Goldsmiths nicht zu lange dauern würde. Je früher sie Bobbys prüfendem Blick entkommen würde, desto besser.

Wie sich herausstellte, war die Aussicht auf eine Garteninspektion eine gute Sache. Sie ließ das Abendessen schneller vorbeigehen, damit die Goldsmiths sehen konnten, was sie wollten, bevor es dunkel wurde.

Wenigstens hatte Beverly *gedacht*, dass es eine gute Sache wäre - bis ihre Großmutter sich zu ihr wandte und sagte: »Du kannst mit Bobby spazieren gehen, wenn ihr wollt. Ich glaube, dass er nicht ganz so fasziniert von Rosenkohl ist wie manche von uns.«

Darüber lachten die Goldsmiths. Aber Beverly nicht. Sie wollte sagen: »Mit ihm *spazieren gehen*? Ich will doch nicht mal auf dem gleichen *Planeten* sein wie er!«

Aber sie konnte nicht protestieren - nicht, wenn alle sie anstarrten. Daher hielt sie ihre Gefühle im Zaum, nickte und sagte: »Na klar.« Dann traten die Erwachsenen durch die Hintertür in die tiefstehende Sonne und ließen Beverly mit Bobby allein zurück.

Er zuckte mit seinen knochigen Schultern. »Wo lang?«

Ohne ein Wort verließ Beverly das Gebäude - ein stabiles, silberweißes Fertighaus mit glatten, abgerundeten Ecken - durch die Vordertür. Es wurde jetzt schnell dunkel, daher machte sie sich nicht die Mühe, einen Hut oder etwas zu trinken einzustecken - Vorsichtsmaßnahmen, die sie während der Hitze des Tages auf jeden Fall getroffen hätte.

Der Wohnsitz der Howards lag im westlichsten Randgebiet der Kolonie, in der Nähe einer Hügellandschaft. In diese Richtung entschied sich Beverly zu gehen.

Aus ihren Augenwinkeln konnte sie sehen, wie Bobby mit ihr Schritt hielt. Aber sie drehte sich nicht um, um ihn anzusehen. Sie hielt ihren Blick fest auf die Hügel vor ihr gerichtet, die sich langsam lila färbten, während das goldene Sonnenlicht zu schwinden begann.

Das war Beverlys allerliebste Tageszeit, wenn sich die Luft abkühlte,

die Brise abflaute und sie die Schreie der Vögel hören konnte, wenn sie aufmerksam genug lauschte. Unglücklicherweise gab ihr Begleiter Beverly dazu keine Gelegenheit.

»Also«, sagte er, »magst du es hier?«

»Es ist schon okay«, sagte Beverly.

»Bist du schon lange auf Arvada III?«

»Seit ich drei bin«, sagte sie ihm. »Dreieinhalb, um genau zu sein.«

»Dann weißt du bestimmt eine Menge über diesen Ort.«

»Alles«, sagte sie. Es war keine Prahlerei. »Allerdings gibt es hier auch nicht so viel zu wissen.«

Beverly hatte oft davon geträumt, auf der Erde oder einem der Kolonieplaneten des Sonnensystems zu leben, oder sogar auf einer fremden Heimatwelt. Sie hatten für sie immer so aufregend geklungen, so als ob man dort jeden Tag etwas Neues sehen konnte.

Aber ihre Großmutter hatte nicht die Absicht, Arvada III zu verlassen. Sie hatte sich dazu entschlossen, hier ihre Arbeit als Exobiologin zu verrichten. Hier hatte sie Wurzeln geschlagen. Und als Jugendliche hatte Beverly keine andere Wahl, als bei ihr zu bleiben.

*Wartet nur ab, bis ich erwachsen bin*, dachte Beverly nicht zum ersten Mal. *Dann trete ich der Sternenflotte bei und sehe all die herrlichen Orte selbst.*

Sie kannte niemanden in der Sternenflotte, aber sie war sich ziemlich sicher, dass das der richtige Ort für sie war. Das Letzte, was sie wollte, war auf einer entlegenen Koloniewelt zu leben, abgeschnitten von allem, was für sie von Interesse war.

Und gleichzeitig missfiel ihr die Aussicht, ihre Großmutter zurückzulassen. Auch wenn diese Frau so vielen Dingen zugeneigt war, die Beverly langweilig und unbedeutend vorkamen, gab es zwischen ihnen eine Verbindung, die so stark war wie die zwischen jeder Mutter und Tochter.

Ihre Großmutter zurückzulassen würde genauso schlimm sein, wie einen Teil ihrer selbst herauszuschneiden. Und obwohl Felisa Howard

niemals von dem Tag sprach, an dem ihre Enkeltochter sie verlassen würde, um ihren eigenen Weg zu gehen, war sich Beverly doch sicher, dass sich ihre Großmutter nicht darauf freute.

»Du hast Glück«, sagte Bobby.

Beverly drehte sich zu ihm um. »Was meinst du damit?«

»Du bist fast dein ganzes Leben hier gewesen. Arvada III ist die vierte Koloniewelt, auf der wir waren.« Der Junge seufzte. »Ich hoffe nur, dass wir auf dieser für immer bleiben.«

Es war Beverly niemals in den Sinn gekommen, dass umherzuwandern eine schlechte Sache sein konnte. Darüber musste sie nachdenken.

»Gehst du hier oft lang?«, fragte Bobby.

»Manchmal«, sagte sie.

»Es ist schön hier draußen.«

Inzwischen war die Sonne hinter den Hügeln verschwunden und hinterließ einen schwachen Glanz, der im westlichen Himmel nachklang. Alles um Beverly herum sah weicher aus, sogar die Felsen.

»Schätze schon«, sagte sie.

»Auf Sejjel Fünf war es kalt«, sagte Bobby. »Da haben wir gelebt, bevor wir hierhergekommen sind. Da ist zwölf Monate im Jahr Winter. Man kann nach Sonnenuntergang nicht mehr nach draußen gehen, weil man sonst erfriert.«

»Das ist echt kalt«, bekräftigte Beverly, obwohl sie es sich kaum vorstellen konnte. Arvada III wurde nur selten kälter als jetzt und sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie es woanders war.

»Da willst du bestimmt nie hin«, sagte Bobby ihr.

Beverly zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich.«

Ihr Begleiter stellte keine weiteren Fragen; er ging einfach nur neben ihr her, die Hände in seinen Taschen. Aber Beverly konnte die Schreie der Vögel noch immer nicht hören.

Nach einer Weile entschied sie, dass sie es besser fand, wenn sie redeten. Während des Schweigens war es zu leicht, sich vorzustellen, wie Bobby sie anstarrte.

Sie wollte ihn gerade fragen, wie er ihre Schule fand, als er wieder sprach. »Weißt du«, sagte er und seine Stimme war dabei seltsam rau und langsam, »du bist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe.«

Das traf Beverly wie ein Schlag in den Magen. Sie hielt an, sah zu Bobby und wusste nicht, was sie sagen oder tun sollte. Und für einen Moment schien er genauso betäubt zu sein wie sie.

Dann trat er einen schüchternen Schritt auf sie zu und legte seine Hand auf ihren Arm. Irgendwie fühlte sich das gar nicht so unangenehm an, wie sie gedacht hatte. Und seine Augen, die sie so ärgerlich gefunden hatte, waren wie warme, dunkle Seen, die sie in ihre Tiefe zogen.

*Er wird mich küssen*, dachte Beverly und ihr Herz schlug wie wild gegen ihren Brustkorb. *Er wird mich küssen*.

Kein Junge hatte das je zuvor getan. Und ganz bestimmt nicht auf die Lippen. Aber sie konnte an der Art, wie Bobby seinen Kopf neigte, erkennen, dass er genau das vorhatte.

Und mit Erschrecken begriff Beverly, dass sie *wollte*, dass er es tat. Tatsächlich konnte sie es kaum erwarten.

Noch vor einer Minute hätte der bloße Gedanke daran bei ihr Übelkeit ausgelöst. Aber irgendwie hatte sich in ein paar Sekunden alles verändert. Sie wich nicht vor Bobby zurück, als er ihre Lippen mit seinen streifte und sie dann mit offenem Verlangen gegen ihre presste.

*Er tut es*, dachte Beverly. Und dann erinnerte sie sich daran, was er über sie gesagt hatte. *Er findet mich schön*.

Bobby schlang seine Arme um sie und zog sie sanft an sich heran. Und er küsste sie weiter, was gut war, denn sie wollte ihn weiter zurückküssen.

Plötzlich fühlte Beverly ein Kitzeln in ihrem Hals. Sie versuchte es zu unterdrücken, zu kontrollieren, aber es gelang ihr nicht. Mit einem einzigen Atemzug wurde es zu stark, um es zu verleugnen.

Hätte sie ihm gleich nachgegeben, wäre es vielleicht nur ein höfli-

ches kleines Räuspern geworden. Aber ihr Versuch, es im Zaum zu halten, hatte es in etwas anderes verwandelt, etwas Heftiges und Lautes und letzten Endes mehr Rülpsen als irgend etwas anderes.

Überrascht zog sich Bobby zurück und sah sie mit großen Augen an. Beverly wollte sich verstecken und außer Sicht kriechen. Aber hier im Flachland zwischen der Kolonie und den Hügeln gab es kein Versteck.

Plötzlich begann Bobby zu lachen - und unversehens lachte Beverly mit. Es löste die Spannung der Situation und linderte ihre Verlegenheit.

Dann verschwand Bobbys Lächeln und er sah sie wieder an, als würde er sie erneut küssen wollen, Rülpsen hin oder her. Aber bevor er sich bewegen konnte, geschah etwas am Himmel.

Das Erste, was Beverly davon sah, war in Bobbys Gesicht. Lichtpunkte erschienen in den dunklen Stellen seiner Augen. Als sie sich umdrehte, sah sie es selbst - ein breiter Streifen aus goldenem Feuer, der aus den Höhen des dunkelblauen Himmels fiel.

Sie murmelte etwas, einen Ausdruck von Ungläubigkeit und Schrecken. Einen Moment später prallte der Feuerstreifen auf die Erde jenseits der Hügel, was den Boden unter den Füßen des Mädchens erzittern ließ.

»Was war das?«, fragte Bobby atemlos.

Beverly schüttelte ihren Kopf, ihre Knie waren durch eine Mischung aus Angst und Aufregung ganz schwach. »Ich weiß nicht«, antwortete sie, »aber wir müssen zurück zur Siedlung.«

»Da ist es«, sagte Beverlys Großmutter und deutete auf eine Stelle in den verdunkelten Hügeln.

Beverly, die neben ihr in dem schnittigen Suborbitalfahrzeug stand, beugte sich vor, um durch seine vordere Aussichtsöffnung zu schauen. »Wo?«, fragte sie.

»Mehr nach rechts«, sagte Felisa Howard.

Das Mädchen korrigierte die Einstellung - und mit einem Schlag morbider Faszination entdeckte sie das Schiff. Es lag am Ende einer

langen, tiefen Furche in einem flachen Tal. Es sah so dunkel und tot aus wie ein Vogel, der vom Himmel gestürzt war.

Das Schiff war so groß wie einige ältere Föderationsraumschiffe, obwohl sie es niemals mit einem verwechselt hätte, und nicht nur, weil es eine seltsam kupferartige grüne Farbe hatte. Mit seiner abgeflachten zylinderartigen Form und den nah beieinander stehenden Gondeln, glich es keinem Raumschiff, das Beverly schon einmal gesehen hatte.

»Wir gehen runter«, sagte Amihai Zippor, der gut aussehende, dunkelhaarige Botaniker, der die Kolonie leitete.

Er bestätigte seine Steuerung und vollführte einen Kurvenabstieg, der sie auf die andere Seite des abgestürzten Raumschiffes brachte. Dann öffnete er die Luke, und sie kletterten heraus, um sich den ernst dreinblickenden Männern und Frauen anzuschließen, die sie in dem anderen suborbitalen Gefährt der Kolonie überholt hatten.

Im Licht der schnell verteilten Taschenlampen konnte Beverly den Schaden erkennen, den das Schiff bei seinem wilden Abstieg und der harten Landung erlitten hatte. Seine Hülle war stellenweise verbrannt und schwer verbeult, und es gab andere Bereiche, die so aussahen, als wären sie von einem riesigen Raubtier zerkratzt worden.

Aber trotz alledem war das Raumschiff noch intakt - sowohl innen als auch außen. Um den Warpcoren hatten sich die Siedler am meisten gesorgt, aber ihre Sensoren hatten ihnen bereits versichert, dass er stabil und unbeschädigt war. Er würde also nicht in die Luft gehen und dabei das Schiff, das Einsatzteam der Siedler und ein beträchtliches Stück der umgebenden Landschaft mit sich nehmen.

Die beste Nachricht war, dass es im Inneren des Schiffes Leben gab - fast zwei Dutzend Überlebende, alle Angehörige der gleichen unbekanntes Spezies. Aber in manchen Fällen standen sie auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Wenn sie die Morgendämmerung von Arvada III erleben wollten, brauchten sie medizinische Betreuung - und zwar schnell.

Hier kam das Einsatzteam der Kolonie ins Spiel.

»Seht euch nach einer Zugangsluke um!«, bellte Zippor. Seine Stimme klang vor Besorgnis um die verletzten Opfer ganz rau.

Dank der Schäden, die das Schiff erlitten hatte, stellte es sich als schwierige Angelegenheit heraus, sie zu finden. Aber nach etwa einer Minute stieß Dar Xarota – dessen Leute, die Ondu'u, eine hervorragende Sehstärke hatten – einen kehligen Triumphschrei aus.

Er benutzte seinen Lichtstrahl als Zeigestock und lenkte ihn über eine rechteckige Form direkt vor den Gondeln des Schiffes und ein paar Meter über dem Boden. Der Lukendeckel war von einem langen Stück Kohle verdeckt gewesen, aber Beverly konnte ihn jetzt, da sie wusste, wonach sie suchen musste, leicht erkennen.

»Phaser«, sagte Zippor.

Die Siedler, denen man die Geräte anvertraut hatte, zogen sie heraus und richteten sie auf die Zugangsluke. Dann aktivierten sie die Strahlen, schufen damit in der Dunkelheit der Nacht ein grellrotes Feld und begannen, ein Loch in die Metalllegierung zu schneiden.

Obwohl der Lukendeckel recht dick war, konnte er der Wucht des Feuers der Kolonisten nur ein paar Minuten standhalten. Dann wölbte er sich in der Mitte, gab nach und legte den Raum dahinter frei.

Zippor wartete eine Minute, damit sich der Rand der Öffnung abkühlen konnte. Dann benutzten er und zwei andere mit erwartungsvoll ernsten Gesichtern den breitschultrigen Xarota als Trittstein, um ins Innere zu klettern.

Beverly sah ihre Großmutter im Lichtschein an. Die ältere Frau runzelte die Stirn und war so in den Rettungseinsatz vertieft, als ob sich ihre eigene Familie in dem zerstörten Schiff befände.

Das Mädchen war darauf sehr stolz, obwohl sie nicht genau sagen konnte, warum – fast so stolz wie sie darauf war, dass ihre Großmutter darauf bestanden hatte, dass Beverly an dem Rettungseinsatz teilnahm. Aber andererseits war Beverly kein kleines Kind mehr und Felisa Howard eine in der Kolonie zu hoch angesehene Persönlichkeit, als dass sich jemand an der Einbeziehung ihrer Enkelin gestört hätte.

»Wir sind jetzt im Hauptgang«, ertönte Zippors Stimme, die von dem Komm-System in einem der offenen Fahrzeuge empfangen und verstärkt wurde, damit jeder sie hören konnte. »Bis jetzt keine Spur von Überlebenden.«

Als der Botaniker und die anderen ihre Suche fortsetzten, berichteten sie ihren Kollegen von jedem einzelnen Schritt. Offenbar hatte es sich bei dem Schiff um einen Frachter gehandelt, der mit einem Schwerpunkt auf Lagerraum anstatt auf Bequemlichkeit von Lebewesen gebaut worden war.

Beverly versuchte, es sich vorzustellen, aber sie hatte dafür wenig Grundlage. Schließlich war sie in ihrem Leben nur ein einziges Mal in einem Raumschiff gewesen, und das hatte sie nach Arvada III gebracht.

Plötzlich hörte sie über die Komm-Verbindung einen Ausruf. Und dann einen leiseren Ausdruck, der so klang, als ob jemand Mitleid mit jemand anderem hätte.

»Wir haben ein paar von ihnen gefunden«, verkündete Zippor, »in dem Raum, der ihre Kommandobrücke zu sein scheint. Einen Moment.«

Beverlys Herz begann zu rasen, ihre Neugier über das fremde Schiff wurde von einer noch viel größeren Neugier über die Fremden selbst abgelöst. Sensordaten konnten Lebensformen nur bis zu einem gewissen Punkt beschreiben. Sie konnten nicht viel davon vermitteln, wie die Lebensform aussah, und sie sagten gar nichts darüber aus, wie sie sich verhalten würde.

Plötzlich schwang die zerstörte Luke auf. Als Beverly näher kam, um einen besseren Blick zu haben, begann Zippor damit, einen Überlebenden zu Xarota und den anderen Siedlern herunterzulassen.

Das Wesen war mit einem wunderschönen, weißen Fell bedeckt. Es war auf allen freiliegenden Stellen seines Körpers, sogar auf seinem Gesicht. Irgendetwas war an ihm, das Beverly den Eindruck gab, dass es sich um eine Frau handelte.

Wenn das Wesen irgendwelche Verletzungen hatte, konnte man



dies nicht leicht erkennen. Allerdings schien es große Schmerzen zu haben - es war unfähig, sich zu bewegen, zu reden oder gar zu atmen, ohne das Gesicht zu verziehen.

Die Siedler legten ihr Mündel auf eine Trage und trugen sie zu einem der suborbitalen Gefährte. Doktor Baroja - ein großer, grauhaariger Mann, der der einzige ausgebildete Arzt der Kolonie war - ging neben ihnen her und scannte das Opfer mit seinem Trikorde. Beverly konnte Barojas Gesicht in der Dunkelheit kaum erkennen, aber es schien mit ebenso viel Verwunderung wie Besorgnis erfüllt zu sein.

»Was ist los?«, fragte Tan, der Senior-Geologe der Siedlung.

Baroja runzelte die Stirn. »Sie hat ein Virus - nichts, was wir nicht schon mal gesehen hätten. Aber ihre Spezies scheint dadurch sehr angreifbar zu sein, denn es frisst sie bei lebendigem Leib.«

Dann wurde die Fremde in dem suborbitalen Gefährt verstaut, wo Beverly sie nicht länger sehen konnte. Inzwischen hatte Zippor damit begonnen, weitere Überlebende zu seinen Kollegen hinabzulassen.

Das Mädchen fühlte eine vertraute Hand auf ihrer Schulter - die ihrer Großmutter. »Warum siehst du nicht mal nach, ob du was für die Verletzten tun kannst?«, fragte Felisa Howard. »Sie sind bestimmt ein wenig verängstigt.«

Ein Teil von Beverly wollte dableiben und den Rettungsbemühungen weiter zusehen. Allerdings war sie mitgekommen, um zu helfen, nicht um zu gaffen.

»Bin schon dabei«, sagte sie ihrer Großmutter und bahnte sich ihren Weg zu dem suborbitalen Gefährt, in das man die erste Überlebende geschafft hatte.

Doktor Baroja machte es dem Wesen gerade in einem der Sitze bequem, der bis ganz nach hinten zurückgeneigt war. Aus der Nähe und unter dem leicht bläulichen Licht der Kabine konnte Beverly sehen, dass sie sich mit dem rein weißen Fell getäuscht hatte. In Wirklichkeit waren ein paar schwarze Strähnen darin.

»Kannst du nach ihr sehen?«, fragte Baroja. Der Blick seiner blauen Augen war so intensiv, wie es Beverly nie zuvor gesehen hatte.

»Deswegen bin ich hier«, sagte sie.

Der Doktor lächelte und sagte: »Dann leg mal los.« Dann ging er, um den anderen Opfern zu helfen.

Beverly kauerte sich neben die Fremde. Da war etwas in dem Ausdruck ihrer erstaunlich vielfarbigen Augen, etwas, das sich mit dem Mädchen *verband*.

»Wie ist Ihr Name?«, fragte Beverly.

»Joael«, kam die heisere, kaum hörbare Antwort. Das Wesen streckte seine Hand aus. »Hilf uns ...«

Beverly ergriff die stark mit Fell besetzte Hand. Sie fühlte sich gleichzeitig weicher und wärmer an, als sie erwartet hatte. »Sie werden wieder gesund«, sagte sie der Frau so überzeugend wie sie konnte.

Aber sie hatte keine Ahnung, ob sie mit ihrer Behauptung recht haben würde.

Beverly stand zusammen mit einer Handvoll weiterer Siedler in der sanften Beleuchtung der medizinischen Kuppel und sah zu, wie sich Zippor auf den Stuhl neben Joaels Bett setzte.

Bis zu diesem Moment war das Beverlys Platz gewesen, wo sie der Fremden genauso Gesellschaft geleistet hatte wie in dem suborbitalen Gefährt. Aber als Zippor gesagt hatte, dass er Joael ein paar Fragen stellen wollte - schließlich war sie das erste Unfallopfer, das behandelt worden war, und daher auch diejenige in der besten Verfassung, um Antworten zu liefern -, war Beverly sofort damit einverstanden gewesen, Platz zu machen.

»Wie fühlen Sie sich?«, wollte der Kolonieverwalter von ihrem Gast wissen.

Joael verlagerte ihr Gewicht im Bett. »Besser als zuvor«, sagte sie. Ihre Stimme war schon ein gutes Stück stärker geworden, seit das Schmerzmittel eingesetzt hatte. Sie klang wie Steine, die man aneinander rieb. »Ihr Doktor Baroja war äußerst selbstlos.«

Zippor lächelte. »Es ist Barojas Pflicht, *selbstlos* zu sein, wie Sie es

nennen. Er ist Arzt.«

Jojael dachte einen Moment über diese Information nach. »Dann hat er seine Pflicht gut erfüllt.«

»Das werde ich ihm ausrichten«, versprach Zippor.

»Wie geht es den anderen?«, fragte Jojael, die immer noch zu schwach war, um selbst ihren Kopf zu drehen.

Sie hatte Beverly das Gleiche gefragt, aber das Mädchen hatte ihr darauf keine Antwort geben können. Beverly fragte sich, was der Verwalter antworten würde.

Zippor schaute über seine Schulter zu den siebzehn anderen Betten, die in dem Gewölbe verteilt standen. Weitere acht hatte man in einem zweiten Raum untergebracht, den man zuvor dafür verwendet hatte, Generatorteile zu lagern.

»Einige sind bei dem Absturz gestorben«, sagte Zippor schließlich, »aber ein Großteil hat überlebt. Allerdings scheinen diese genau wie Sie mit einem Virus infiziert zu sein.«

»Ja«, bestätigte Jojael. »Das Blutfeuer.«

»Das Blutfeuer«, wiederholte der Botaniker. »Wann haben Sie die ersten Symptome bemerkt?«

Jojael seufzte. »Einige von uns waren schon krank, bevor wir Kevratas verließen. Der Rest erkrankte auf dem Schiff.«

»Kevratas. Ist das Ihre Heimatwelt?«

»Richtig«, bestätigte Jojael.

»Wir haben die Navigationsaufzeichnungen Ihres Schiffes untersucht«, sagte Zippor. »Es scheint, dass sich Ihr Ausgangspunkt auf der anderen Seite der Neutralen Zone befindet, die wir uns mit den Romulanern teilen.«

Beverlys Verstand raste. Jojael und ihre Leute waren Untertanen des Romulanischen Imperiums?

»Tatsächlich«, sagte Zippor, »befindet er sich mitten in dem Raum, auf den die Romulaner Anspruch erheben.«

»Meine Heimatwelt«, sagte Jojael, »liegt am Rande des imperialen Reiches. Die Aufzeichnungen zeigen den Ursprung unseres Schiffes,

das auf einem Planeten gebaut wurde, der ein wenig näher an Romulus liegt.«

»Haben die Romulaner Ihnen die Erlaubnis zu gehen erteilt?«, fragte Zippor.

»Nein«, sagte Jojael. »Das haben wir heimlich gemacht.« Ihre Nasenflügel bebten. »Wir hatten keine andere Wahl.«

»Und warum nicht?«

»Weil sie uns kein Heilmittel für das Blutfeuer geben wollten.«

»Hatten sie denn eines?«, fragte Zippor.

»Nicht zu der Zeit«, erklärte Jojael. »Aber der Praetor hatte einen Kader brillanter Köpfe zu seiner Verfügung stehen, Wissenschaftler, die eine große Anzahl von Krankheiten heilen konnten. Wenn sie ein Heilmittel für unsere Krankheit hätten finden wollen, hätten sie es sicherlich tun können.«

Beverly war sich nicht sicher, ob das die Wahrheit war oder nicht. Sie wusste nicht viel über die Romulaner und noch viel weniger darüber, wie man Krankheiten heilt.

Jojael machte ein Geräusch des Abscheus. »Das Imperium beutet seine Vasallenwelten aus, ohne zu zögern. Und es fühlt sich in keiner Weise dazu verpflichtet, etwas zurückzugeben.«

»Das ist aber nicht fair«, sagte Beverly - und überraschte sich selbst damit. Sie hatte es nicht laut aussprechen wollen. Es war einfach passiert.

Tan, ein breiter Mann mit markanten Wangenknochen und freundlichen Augen legte seinen Arm um sie. Die anderen Siedler sahen ebenfalls verständnisvoll aus. Andererseits konnten sie die Taten der Romulaner ja auch kaum gutheißen.

»Es ist *überhaupt* nicht fair«, sagte Jojael. »Deswegen haben wir uns an den Captain eines Handelsschiffes gewandt, der unsere Freigiebigkeit angenommen und uns ein Schiff verkauft hat, mit dessen Hilfe wir das Imperium verlassen und um Hilfe von der Föderation bitten konnten.«

Zippors Brauen zogen sich zusammen. »Sie haben geglaubt, dass

wir ein Heilmittel finden würden?»

»Natürlich«, sagte Joael mit herzerreißender Ernsthaftigkeit. Ihre vielfarbigen Augen leuchteten vor Hoffnung. »Sie sind nicht wie die Romulaner. Sie sind wie wir. Sie rühmen sich damit, was Sie anderen geben können.«

Beverly sah, wie Zippor und die anderen Erwachsenen Blicke austauschten und das ließ ihr Herz schwer werden. Offensichtlich hatten sie nicht so viel Vertrauen in sich wie Joael.

»Sie müssen verstehen«, sagte Zippor der Kevrata, »dass, selbst wenn wir Ihnen helfen wollen, unsere medizinische Kompetenz hier begrenzt ist. Wir können Ihre Symptome behandeln und Ihr Leiden lindern, aber um einen Impfstoff herzustellen braucht es ein Team von Föderationsspezialisten.«

»Und sie werden Zeit brauchen, um hierher zu kommen«, unterbrach Joael. »Ich habe nichts anderes erwartet.«

Der Botaniker sah erleichtert aus. »Solange Ihnen das klar ist.«

Beverly war sich nicht sicher, ob es Joael *tatsächlich* klar war. Als Zippor mit der Kevrata weitersprach, ging das Mädchen davon, um ihre Großmutter zu suchen. Sie fand sie neben dem Bett eines weiteren Fremden, eines Mannes, dessen schwarze Augenlider in tiefem Schlaf geschlossen waren.

Felisa Howard sah ihre Enkeltochter liebevoll an. »Bist du so erschöpft wie du aussiehst?«

Beverly beantwortete die Frage nicht. »Ich habe gehört, wie Zippor von einem medizinischen Team der Föderation gesprochen hat.«

»Das ist richtig«, sagte ihre Großmutter. »Wir haben schon nach einem geschickt, bevor wir zur Siedlung zurückgekehrt sind.«

»Wie lange werden sie brauchen, um hierher zu gelangen?«

»Anderthalb Wochen. Vielleicht ein wenig länger.«

Beverly fühlte einen Schauer im Nacken. »Aber ... werden sie rechtzeitig ankommen?«

Die Gesichtszüge ihrer Großmutter verhärteten sich. »Das ist unsere Hoffnung und sie ist durchaus berechtigt. Aber niemand

kann es mit Sicherheit sagen. Nicht einmal Doktor Baroja.«

Das Mädchen dachte darüber nach. Sie wünschte, dass die Kevrata nicht auf ein medizinisches Team warten müssten. Sie wünschte, dass sie sie selbst von ihrem Virus heilen könnte.

Natürlich hatte sie nicht die geringste Chance, das zu tun. Sie wusste nicht einmal, wo sie anfangen sollte.

Ihre Großmutter strich Beverly eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Weißt du«, sagte sie, »du hast gute Arbeit geleistet bei Jojael, sie beruhigt und alles. Besser als irgendjemand es erwartet hat.«

Das Mädchen sah sie an. »Wirklich?«

»Das habe ich doch gerade gesagt, oder?«

Beverly nickte. *Howards heischen nicht nach Komplimenten.* Das hatte sie oft genug zu hören bekommen.

»Danke«, sagte sie.

»Weißt du«, sagte Felisa Howard. »Bobby Goldsmith hat nach dir gefragt. Klingt so, als hättet ihr beide ein sehr anregendes Gespräch geführt, bevor die Kevrata abgestürzt sind.«

Beverly war sich nicht sicher, wie viel ihre Großmutter wusste oder geraten hatte. »Es war okay«, sagte sie.

Aber es schien so lange her zu sein. Und der Kuss ... war das wirklich passiert? Es fühlte sich wie ein Traum an.

Plötzlich begann der Kevrata, der neben ihrer Großmutter lag, zu stöhnen, und seine Augen verengten sich vor Schmerz. Das Mädchen dachte: *Sein Schmerzmittel lässt nach.*

Doktor Baroja war innerhalb von Sekunden da, beugte sich über den Patienten und verabreichte ihm ein Hypospray. Fast sofort ließ das Ächzen nach.

»Verdammt«, sagte der Doktor.

»Ist er in Ordnung?«, fragte Beverly.

Dr. Baroja sah sie an. »Tut mir leid, dass ich geflucht habe. Aber unsere Betäubungsmittel schlagen bei diesen Leuten kaum an.« Er hielt das Hypospray hoch. »Und so viel haben wir davon nicht.«

*Was, wenn es uns ausgeht?*, fragte sich Beverly.

Aber sie wusste die Antwort bereits, und sie war nicht angenehm: Die Kevrata würden ohne auskommen müssen. *Zumindest bis das medizinische Team hier eintrifft.*

Beverly schüttelte ihren Kopf, angewidert von dieser Ungerechtigkeit. Diese Fremden waren so nett, so höflich, so dankbar für das, was die Siedler für sie getan hatten. Nach allem, was sie durchmachen mussten, schien es nicht fair zu sein, dass sie eine solche Belastung über sich würden ergehen lassen müssen.

Und es war noch unfairer, wenn noch mehr von ihnen sterben mussten.